



Nur böse Menschen haben keine Lieder. Fans des Schweizer Nationalteams singen im Basler St.-Jakob-Park. Das Foto entstand beim Freundschaftsspiel

gegen Argentinien. Foto Keystone

«Singen ist ein Fitness-Indikator»

Für Reinhard Kopiez ist Gesang ein Forschungsobjekt ohne Grenzen

INTERVIEW: KRISTIN KRANENBERG

► Am Sonntag sendet das Schweizer Fernsehen live aus der Gare du Nord – ein ganzer Tag im Zeichen des Gesangs.

Beim «Singen ohne Grenzen» ist Reinhard Kopiez, Professor für Musikpsychologie an der Hochschule für Musik und Theater in Hannover, mit von der Partie. Kopiez wird den Gesang von Fussballfans beleuchten, ist aber darüber hinaus ein Experte für Lieder aller Art.

baz: Sie befassen sich mit der emotionalen Wirkung von Musik, unter an-

derem mit dem «Gänsehaut-Faktor». Was ist das Besondere am Gesang?

REINHARD KOPIEZ: Im Vergleich mit der instrumentalen Musik hat die vokale Musik ein kleines Plus, weil sie zusätzlich eine Sprachbotschaft vermittelt, die einen je nach Umständen sehr berühren kann. Ein Beispiel ist Freddie Mercury, der 1991 todkrank die Bühne bestieg, um «The Show Must Go On» zu singen. Aber manchmal ist ein Text bis auf einige Schlüsselwörter gar nicht so entscheidend und die Sprache wird eher als

Klang verwendet. In der Oper etwa kommt es nicht so darauf an, ob der Text verständlich ist.

Was läuft beim Zuhören von Musik in Kombination mit Text im Kopf ab?

Die Forschungslage ist hier noch dünn. Die Untersuchungen richten sich bisher eher auf den Unterschied zwischen Sprechen und Singen – also auf die Produktionsseite. Das Singen aktiviert eine erheblich grössere Anzahl von Netzwerken im Gehirn, weil der Sänger gleichzeitig mehrere Dinge verarbeiten muss: die Semantik,

die musikalisch-melodische Struktur und den Rhythmus. Ich würde behaupten, dass die Mechanismen beim Hören gleich sind.

Apropos Produktionsseite: Warum singt der Mensch?

Darüber streiten sich die Experten. Die definitive Erklärung fürs Singen gibt es nicht. Aber es gibt drei Theorien, die das Feld abstecken. Spannend finde ich den Gedanken von Johann Gottfried Herder aus dem 18. Jahrhundert, der den Ursprung der Sprache im Affektlaut sucht, dem Wehklagen des

Tieres bei Schmerz oder Trennung. Singen ist dann das gefühlsgesteigerte Sprechen. Die zweite Erklärung, die Gesang als überlebensnotwendigen Ruf an die Gruppe um Unterstützung und Zusammenhalt betrachtet, stammt von Darwin. Er bezeugt dem Sänger einen Selektionsvorteil in der Partnerwahl, weil dieser gesund und damit attraktiv erscheint. Früher hätte man gesagt: Wer gut singen kann, hat vermutlich keine Tuberkulose. So gesehen ist das Singen ein Fitness-Indikator. Der

Musikwissenschaftler Ernst Klusen (1909–1988) vertrat den dritten Ansatz und bezeichnete das Singen als die Anrufung höherer Mächte. Er setzt dieser kultischen Handlung allerdings den Austritt aus dem Alltag mithilfe von Drogen, Masken und Tanz voraus.

Ist Gesang universell?

Ja, in allen Kulturen wird gesungen, aber die Stile sind höchst unterschiedlich: von der artifiziellen Stimmgebung aus dem japanischen Kabuki-Theater, wo die Sänger Jahre üben, bis sie mit einer gepressten hohen Stimme singen können, ohne sich die Stimmbänder zu ruinieren, bis zu einer Sängerin wie Nena mit ihrem gehauchten naiven Stimmtönen, der ohne Mikrofon nicht weit trägt. Ebenfalls universell ist das Bedürfnis nach Rhythmus, der Ordnung schafft und zur körperlichen Bewegung anregt. Sogar im indischen und arabischen Raum gibt es neben Stücken ohne Metrik immer auch taktgebundene Musik.

In welchem Takt singen wir?

Die abendländische Musik zeigt eine Vorliebe für binäre Takte wie den Zweierteltakt. Es ist schwer, in der Popmusik ein Stück im Dreierteltakt zu finden. Mein Lieblingsbeispiel ist «Morning Has Broken», dieser langsame Walzer von Cat Stevens. Eine weitere interessante Ausnahme ist das Stück «Money» von Pink Floyd aus dem Jahr 1974, geschrieben im Siebenterteltakt. Die Bandmitglieder haben sich einst in einem Interview darüber gewundert, dass das so ein grosser Hit war – in den USA und überall. Merkwürdigerweise ist der Siebenterteltakt keinem aufgefallen, weshalb man wohl sagen kann, dass er geschickt in die Musik eingebettet war.

Wir mögen es also einfach. Wie ist das bei Kindern, wie werden sie zu Sängern und Sängerinnen?

Sollten sie Sängern werden? Sängern haben ein schweres Leben. Es ist nicht leicht, mit diesem Beruf sein Geld zu verdienen. Dass das Singen den Kindern früh nahegebracht werden soll, ist aber unbestreitbar. Das fängt mit «Hoppe, hoppe Reiter» an. Kinder sollten die Grunderfahrung machen, dass die Stimme nicht nur zum Sprechen da ist. Ausserdem bietet das Singen den einfachsten Zugang zur Musik: Es kostet wenig und die Einstiegshürde ist minimal.

Was machen die Pädagogen mit diesen Ansichten?

Eine Studie in bayerischen Kindergärten hat vor zwei Jahren gezeigt, dass der selbstverständliche Umgang mit der Stimme fehlt. Das liegt daran, dass Erzieher und

Erzieherinnen in ihrer Ausbildung nicht vermittelt bekommen, wie sie auf einfache Weise mit den Kindern singen können. Im Allgemeinen lässt sich der Rückgang der Singbereitschaft in unserer Gesellschaft auch medial erklären. Wenn der Konsum so einfach ist, warum soll ich mich selbst anstrengen?

Aber nicht alle, ob Kinder oder Erwachsene, haben Freude am Singen. Was macht einen zum Sänger?

Wer singt, stellt sich selbst dar, ohne sich hinter einem Instrument verstecken zu können. Der englische Wissenschaftler Anthony Kemp, der sein Leben lang die Musikerpsychologie untersucht hat, umschreibt in seinem Buch «The Musical Temperament» die Sänger als höchstintegrierte Persönlichkeiten: extrovertiert, einfühlsam und zudem gruppenbezogen, weil sie häufig in Ensembles arbeiten. Aber das wirft die Huhn-Ei-Frage auf. Sind diese Menschen so geworden, weil sie Sängern sind, oder ist es umgekehrt? Kemp würde zur Auffassung tendieren, dass Sänger sich sehr früh dazu hingezogen fühlen, sich ständig zu exponieren. Man muss schon diese Grundtendenzen haben, um zu sagen: «Ich singe euch was vor.» Sängern dürfen keine Hemmungen haben, sich vor ein Publikum zu stellen.

Der Ort, wo alle ihre Hemmungen gegenüber dem Singen zu verlieren scheinen, ist das Fussballstadion.

Womit wir wieder bei Ernst Klusen sind, der das Singen mit Drogen, Masken und Tanz verbindet: Die Fans haben ihr Bier, ihre Clubklamotten, sie hüpfen herum. Das Singen in den Stadien trägt wesentlich dazu bei, jene euphorische Stimmung, welche die Fans nach einem Tor ergreift, aufrecht zu erhalten, auch wenn das Spiel einen anderen Lauf nimmt. Psychologen nennen solches Verhalten Stimmungsregulation. Mit seiner Unterstützung möchte der Fan das Spiel mitentscheiden, was aber eine Illusion ist. Die Sportpsychologie hat das in statistischen Analysen von Heim- und Auswärtsspielen nachgewiesen. Eine schlechte Mannschaft wird durch singende Fans nicht besser.

Was sind die Kriterien, damit die Fussballfans eine Melodie in ihr Repertoire aufnehmen?

Eine eingängige Kinderliedstruktur und die Möglichkeit zur Endlosschleife. Eine Melodie ist dann eingängig, wenn sie zum Beispiel Tonwiederholungen hat wie in «Jingle Bells» oder «Yellow Submarine». Und wenn am Ende eines Stücks eine harmonische Stufe erreicht wird, die auf den Anfang zielt, ergibt sich eine Endlos-

schleife wie in «Guantanamo». Die Fans erkennen intuitiv: Das ist etwas Brauchbares.

Neben allem Witz, mit dem die Fans die gegnerische Mannschaft und ihren Anhang angreifen, erklingen auch üble – zum Beispiel rassistische – Texte.

Das ist tatsächlich ein Problem, dem man vor allem in den unteren Ligen begegnet. Dort, wo es entweder soziale Brennpunkte gibt oder wo wenig soziale Kontrolle vorhanden ist, etwa in der Form von Fanbeauftragten. In diesem Zusammenhang habe ich kürzlich ein Zitat gefunden, das mir zu denken gegeben hat. Voltaire soll gesagt haben: «Jede Dummheit, die nicht ausgesprochen wird, wird gesungen.» Es scheint was dran zu sein, dass man sich der Bedeutung eines gesungenen Textes nicht immer bewusst ist. Solche Phänomene wurden noch nicht gut untersucht, weil die Möglich-

keiten dazu begrenzt sind, aber es gibt sie auch im Pop, etwa im Gangsta-Rap. Hier sind frauenverachtende, gewaltverherrlichende Texte so in die Musik eingebettet, dass ihre Brutalität nicht immer bis ins Bewusstsein der Konsumenten dringt. Wenn ich das Publikum bitten würde: «Lest bitte mal den Text vor. Unterschreibt ihr das?», glaube ich nicht, dass sich alle mit dem Inhalt identifizieren könnten. Voltaire hatte einmal mehr recht.

» **«Singen ohne Grenzen»** wird als ganzjähriger Fernseh-Event aufgezeichnet: So, 11.11., ab 10 Uhr, Gare du Nord, Basel. Um 17 Uhr spricht Reinhard Kopiez über «Fussball-Fangesänge».

www.sf.tv/
www.garedunord.ch

Reinhard Kopiez

MUSIK UND PSYCHE. Reinhard Kopiez (48) ist seit 1998 Professor für Musikpsychologie an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Nach

einem Gitarrenstudium an der Musikhochschule Köln studierte er Musikwissenschaften an der Technischen Universität Berlin. Von 2002 bis 2005 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie.